

## *Ottolie müsse entfernt werden.* Mimetisches Begehren und Gewalt in Goethes Wahlverwandtschaften

Leopold SCHLÖNDORFF

In Elfriede Jelineks Stück *Schwarzwasser* heißt es: „[...] die Gewalt hat eine solche Kraft, daß sie unmöglich von selbst verschwinden wird. Sie ist da und bleibt da.“<sup>1</sup> Jelineks Gesamtwerk kann als offenes Projekt der Darstellung und Analyse dieser Gewalt verstanden werden, vergleichbar mit dem Filmwerk Michael Hanekes, in dem die Spielarten menschlicher Grausamkeit in kaum ertragbarer Dichte vorgeführt werden. Beide, Jelinek und Haneke, nennen einen Theoretiker, der für ihr Verständnis der Gewalt entscheidend ist: René Girard.<sup>2</sup>

Im Zentrum von Girards „mimetischer Theorie“<sup>3</sup> steht das Begehren, das nicht der direkten Beziehung zwischen Subjekt und Objekt entspringt, sondern Resultat der Nachahmung des Begehrens eines Dritten ist, ein Gedanke, der auch bei Lacan in der vielzitierten Formel zu finden ist: „[D]as Begehren ist das Begehren des Anderen.“<sup>4</sup> Das Begehren entfaltet sich im Dreieck von begehrendem Subjekt, begehrtem Objekt und dem als „Mittler des Begehrens“<sup>5</sup> bezeichneten Anderen. Dieses „trianguläre Begehren“<sup>6</sup> führt zu Konkurrenzverhältnissen,

- 
- 1) Jelinek, Elfriede: *Schwarzwasser*. Am Königsweg. Zwei Theaterstücke. Hamburg (Rowohlt) 2020, S. 15.
  - 2) Jelineks Stück *Schwarzwasser* ist eine Auseinandersetzung mit der Gewalt, die sich in Sprache und Handlungen der Politik einschreibt. Dazu bedient sie sich Girards mimetischer Theorie, insbesondere seiner Arbeiten zur Krise des Opferkults. Vgl: Girard, René: *Das Ende der Gewalt. Analyse des Menschheitsverhängnisses*. Aus dem Frz. von Elisabeth Mainberger-Ruh. Herder (Freiburg u.a.) 2009 [Erstveröffentlichung im frz. Original 1978], S. 199-204 und S. 239-244. Girards Name wird in *Schwarzwasser* zweimal genannt (S. 147 und S. 240); ebenso einmal im Anhang zum online veröffentlichten Stück *Kein Licht*, das sich mit den Gefahren der Kernkraft beschäftigt, vgl.: Jelinek, Elfriede: *Kein Licht*, 2012 (online): <https://www.elfriedejelinek.com/fklicht.htm>, abgerufen am 15. Oktober 2021. Michael Haneke äußert sich im Gespräch mit Thomas Assheuer über Girard: „Ich bin zwar weder Soziologe noch Kulturanthropologe, aber von allen Erklärungen und Analysen, die für Gewalt und Kampf im Umlauf sind, erscheint René Girards These von der mimetischen Rivalität zwischen den Menschen die zutreffendste zu sein.“ Haneke, Michael; Assheuer, Thomas: *Nahaufnahme mit Michael Haneke. Gespräche mit Thomas Assheuer*. 2. Auflage. Berlin (Alexander) 2010, S. 54.
  - 3) Vgl. zur Einführung: Palaver, Wolfgang: *René Girards mimetische Theorie*. Im Kontext kulturtheoretischer und gesellschaftspolitischer Fragen. 3. Auflage. Wien u.a. (LIT-Verl.) 2008.
  - 4) Lacan, Jacques: *Das Seminar von Jacques Lacan, Buch XI: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*. Aus dem Französischen von Norbert Haas. Freiburg i. Br. (Walter) 1978 [Erstveröffentlichung im frz. Original 1964], S. 242-256, hier: S. 247.
  - 5) Girard, René: *Figuren des Begehrens. Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität*. Aus dem Frz. von Elisabeth Mainberger-Ruh. 2. Auflage. Wien (Lit) 2012 [Erstveröffentlichung im frz. Original 1961], S. 11.

die sich im Zuge der „mimetischen Krise“<sup>7</sup> in Konflikten und Gewaltexzessen entladen. Erreicht die Gewalt ein Ausmaß, das die Ordnung der Gemeinschaft zerstört, muss ein Schuldiger gefunden werden, der stellvertretend bestraft wird. Es handelt sich dabei um das archaische Sündenbock-Ritual, das sich gegen ein unschuldiges Opfer richtet oder in Form einer Selbstaufopferung vollzogen wird. Dieses Konfliktbewältigungsmuster setzt sich nach Girard bis in die Gegenwart moderner Gesellschaften fort und sei nicht zuletzt auch in zentralen literarischen Werken der europäischen Literaturgeschichte von Shakespeare, Stendhal, Cervantes, Kleist, Dostojewski, Flaubert bis Proust auszumachen.<sup>8</sup>

Auch in Goethes Wahlverwandtschaften werden Konflikte und Gewalt auf verschiedenen Ebenen thematisiert: Sinnbildlich, in Form der Zerstörung, die Charlottes Tochter Luciane im sorgsam gepflegten Garten anrichtet; (Teil 2, Kapitel 4-6) schicksalhaft, durch das „wechselnde[] Kriegsglück“<sup>9</sup>, dem sowohl Eduard als auch Otto ausgesetzt sind; (2. Teil, Kapitel 4) unglücklich, als Unfälle, die wiederholt auftreten; (1. Teil, Kapitel 15 ; 2. Teil, Kapitel 10; 2. Teil, Kapitel 13) und tragisch, in der scheinbar ausweglosen Situation nach dem von Otilie verursachten Tod des Kindes, der auf Umwegen auch zum Tod Otilies führt, wohin ihr Eduard alsbald nachfolgt. (2. Teil, Kapitel 18) Die Wahlverwandtschaften beschreiben eine Geschichte des Begehrens, die in Konflikt- und Gewaltformationen umschlägt und an deren Ende das Begehren im Wortsinne begraben werden muss. Im vorliegenden Aufsatz soll geklärt werden, ob und inwieweit die Phänomene der Gewalt in Goethes Roman mit Girards mimetischer Theorie beschrieben und erklärt werden können.<sup>10</sup>

## [1]

René Girard verweist in seiner Theorie des mimetischen Begehrens auf Cervantes' Don Quijote, der „Amadis von Gallia“, dem „Vorbild allen Rittertums“, nacheifert.<sup>11</sup> Heinz-Peter

6) Girard, René: Figuren des Begehrens, S. 11.

7) Girard, René: Das Ende der Gewalt, S. 342.

8) Vgl. ebd.

9) Goethe, Johann Wolfgang: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller und Gerhard Sauder. Band 9. München (Hanser) 1987, S. 417 [im Folgenden zit. mit der Sigle WV und Seitenangabe].

10) Girard nimmt in seinem Werk nicht direkt Bezug auf Goethes Wahlverwandtschaften. Im Gespräch mit Wolfgang Palaver macht er jedoch „viele mimetische Strukturbeziehungen“ im Roman aus. Er widerspricht an dieser Stelle auch Walter Benjamins These vom mythischen Werk und bezeichnet die „Opferstruktur“ in den Wahlverwandtschaften als „ausgesprochen christlich“. Girard, René, Palaver, Wolfgang: René Girard im Gespräch 1. In: Gewalt und Religion. Ursache oder Wirkung, hrsg. v. Wolfgang Palaver, besonders: S. 34-65, hier: S. 34-35.

11) Girard, René: Figuren des Begehrens, S. 11.

Endress hat den Versuch unternommen, die Ideale und Tugenden Don Quijotes zu systematisieren. Der tragikomische Held träumt vom „idealen Zustand der Welt zur Zeit des mythischen Goldenen Zeitalters und stellt diesen Zustand ‚estos nuestros detestables siglos‘, ‚diesen unseren abscheulichen Jahrhunderten‘, gegenüber.“<sup>12</sup> Letztlich handelt es sich dabei um eine Strategie, das mittelalterliche Ideal des Rittertums in der frühen Neuzeit zu legitimieren, denn der Typus des Ritterhelden bildet um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert längst einen „Anachronismus“<sup>13</sup>.

In einer ähnlichen Situation befindet sich 200 Jahre später Eduard, ein Aristokrat an der Schwelle zum bürgerlichen Zeitalter. Marko Kreutzmann sieht in Goethes Roman „[einen] Beitrag zur Deutung des historischen Niedergangs des Adels.“<sup>14</sup> Standesdünkel sind Eduard nicht fremd: „Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu tun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann“ (WV 329). Auf die Sprache der deutschen Aristokratie, das Französische, wird an nicht weniger als fünf Stellen verwiesen, auch auf dessen distinguierende Funktion: „Man bediente sich der französischen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverständnis auszuschließen [...]“ (WV 351) Dass es sich dabei um die Sprache jenes Feindes handelt, gegen den sowohl Eduard als auch Otto in den Krieg ziehen, verweist auf die Widersprüche, die mit der aristokratischen Lebensform im politisch-historischen Kontext jener Zeit einhergehen.<sup>15</sup> Weitere 100 Jahre später wird Georg Simmel den Wertekanon des Adels bereits im Rückblick beschreiben, aber immer noch mit allen schablonenhaften Überhöhungen, die für die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Nobilität charakteristisch sind: „Der Edelmann beschäftigt sich, aber er arbeitet nicht [...]“.<sup>16</sup> Dem Adligen seien allenfalls „Krieg und Jagd“ sowie „das Tun des Künstlers“ angemessen.<sup>17</sup>

Eduard strebt nach dem griechisch-antiken Ideal des *καλὸς καὶ ἀγαθός* (*kalòs kai agathòs*), dem Guten und Schönen, vereint in der Gestalt eines „geistig-sittlich gebildeten Mannes“,

---

12) Endress, Heinz-Peter: Don Quijotes Ideale im Umbruch der Werte vom Mittelalter bis zum Barock. Tübingen (Niemeyer) 1991, S. 24.

13) Ebd., S. 8, 96, 104.

14) Kreutzmann, Marko: Zur Symbolisierung sozialen Wandels in den Wahlverwandtschaften. Goethe als Gesellschaftskritiker. In: Goethes Wahlverwandtschaften. Werk und Forschung, hrsg. v. Helmut Hühn. Berlin (DeGruyter) 2010, S. 327-347, hier: S. 347.

15) Zur Entwicklung des Adels vgl.: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Europäischer Adel 1750-1950 (=Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 13), Göttingen (V&R) 1990. Ebenso: Reif, Heinz.: Adel und Bürgertum in Deutschland 1. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 19. Jahrhundert. 2. Auflage. Berlin (Akademie-Verlag) 2008, besonders Einleitung (ders.), S. 7 – 28, zum Problem von „Elitenwandel“ S. 11 und „Elitenkontinuität“ S. 14.

16) Simmel, Georg: Exkurs über den Adel. In: Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1992 [Erstveröffentlichung 1908], S. 816-831, hier: S. 828.

17) Ebd.

wie es sich im Doppelbegriff der „Kalokagathia“ verdichtet, und bereits im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu einer „politischen Standesbezeichnung der Aristokraten“<sup>18</sup> wurde. Auf Vermittlung von Shaftesbury, Winckelmann und Herder gelangt das Konzept in den modernen europäischen und deutschen Diskurs und wird zum Gegenstand einer Kontroverse zwischen Wieland und Lessing, wodurch es den gebildeten zeitgenössischen Lesern Goethes wohlbekannt war.<sup>19</sup> Wenn sich Eduard kundig in den exakten Wissenschaften, nicht minder in praktischen Disziplinen wie Gartenbau und Architektur, künstlerisch versiert als Musiker und Rezitator, kampferprobt im Krieg, geübt in fremden Sprachen und feinen Sitten, gewandt im Veranstellen von Festen und unwiderstehlich als Liebhaber wähnt, dann klaffen Anspruch und Realität jedoch weit auseinander: Obwohl ein „Kind reicher Eltern“ (WV 293), verdankt der „reich[e] Baron“ seinen Besitz nicht zuletzt dem Erbe aus einer arrangierten Verbindung mit einer „ziemlich älteren, reichen Frau.“ (WV 290) Eduard ist den Umgang mit Bürgern und einfachen Leuten im Befehlston gewohnt, es ermangelt ihm jedoch an der notwendigen Souveränität, um auch Respekt zu erlangen. Die Gestaltung der Schloss- und Gartenarchitektur mag ihm ohne fremde Hilfe ebenso wenig gelingen wie die naturwissenschaftlichen Belehrungen, für die er die Unterstützung des Freundes benötigt. In seinen musikalischen Darbietungen erweist er sich als gleichermaßen dilettantisch wie in seinen Lesungen als unsicher und reizbar. Von militärischen Erfolgen wird berichtet, wobei diese letztlich vom „wechselnden Kriegsglück“ (WV 417) abhängig bleiben. Seine prächtig geplanten Feste fallen sprichwörtlich ins Wasser, die Überraschungen enden jämmerlich oder tragisch. Der Versuch, sich der *Kalokagathia* anzunähern, erscheint - wie im Falle Don Quijotes Streben nach Ritterlichkeit - als karikaturhafte Imitation eines unerreichbaren Ideals. Unüberbietbar ist schließlich Eduards Versagen als Liebhaber, wenn die von ihm Angebotete den Tod gegenüber einem Leben mit ihm vorzieht. Es ist wohl bezeichnend, dass die Selbstüberschätzung Eduards gerade in diesem Bereich die größte ist: „[...] ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag sein, aber ich hatte das noch nicht gefunden worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.“ (WV 397)

Das „dämonisch-schauerliche[] Schicksal“<sup>20</sup>, das bereits Walter Benjamin in den

---

18) Zacher, Klaus-Dieter: Kalokagathia. In: Metzler Philosophie Lexikon, hrsg. v. Peter Prechtel und Franz-Peter Burkard. Stuttgart (Metzler) 2008, S. 276.

19) Vgl.: Norton, Robert E.: The Beautiful Soul: Aesthetic Morality in the Eighteenth Century. New York (Cornell University Press) 1995 und Curan, Jane: Die schöne Seele. Wieland, Schiller, Goethe. In: Lumen, Vol. 27 (2008), S. 75–84.

20) Walter Benjamin bezieht sich auf eine nicht näher genannte Quelle: „Von dem ‚dämonisch-schauerlichen‘ Schicksal, das um den Lustsee waltet‘ spricht bezeichnend eine ältere Kritik.“ Benjamin, Walter: Goethes Wahlverwandtschaften. In: Illuminationen. Ausgewählte Schriften, hrsg. v. Siegfried Unseld. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1977, S. 63-135, hier: S. 70.

Wahlverwandtschaften erkannt hat, wird – in Girards Terminologie – vom „Begehren ein Anderer zu sein“<sup>21</sup> in Gang gesetzt, von einem Begehren, für das es mehr als die bloße Imitation arbiträrer Äußerlichkeiten und oberflächlicher Handlungen bedarf. Folgt man nämlich Lacans Formel „das Wesen des Menschen ist das Begehren“<sup>22</sup>, so muss letztlich das „Begehren des Anderen“<sup>23</sup> internalisiert werden, um diesen zu erreichen. Girard nennt dies „das mimetische[] Begehren“<sup>24</sup>, die Nachahmung des Begehrens des Anderen zum Zweck ein Anderer zu werden. Als Modell für das eigene Begehren wird der Andere zum „Mittler“<sup>25</sup> zwischen dem begehrenden Subjekt und dem begehrten Objekt. Im Unterschied zu Don Quijote, der „Amadis von Gallia“<sup>26</sup> ausdrücklich als Vorbild bezeichnet, zählen Goethes Wahlverwandtschaften zu jenen Werken, „die die Präsenz des Mittlers widerspiegeln, ohne sie je aufzudecken.“<sup>27</sup> Auf eine ähnliche Konstellation verweist Girard im Werk von Flaubert: „Emma Bovary begehrt gemäß jenen romantischen Romanheldinnen, die ihre Vorstellungswelt bevölkern.“<sup>28</sup> Wie Flauberts Bovary liest Goethes Eduard viel, über den Inhalt wissen wir allerdings wenig, an einer Stelle heißt es lapidar, dass „[...] das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet [war], welche den Wohlstand, die Vorteile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.“ (WV 311) Darüber zu spekulieren, ob in diesen Lektüren das Vorbild Eduards zu finden sei, und wenn, wer dies sein möge, ist müßig. Ob es einen personifizierten Mittler des Begehrens in Eduards Lebensentwurf gibt, bleibt eines der vielen unentdeckbaren Geheimnisse des Romans. Girard nennt eine solche verdeckte Gegenwart des Mittlers „romantisch“<sup>29</sup>, womit er sich auf die französische Romantik bezieht.<sup>30</sup> Tatsächlich korreliert das verborgene Vorbild jedoch auch mit der Vorliebe der deutschen Romantiker für das Rätsel und insbesondere mit der vielzitierten „Rätselhaftigkeit“ der Wahlverwandtschaften.<sup>31</sup>

Girard unterscheidet ferner zwischen „externer“ und „interner Vermittlung“ des Begehrens.<sup>32</sup> Bei der internen Vermittlung steht der Mittler in einem direkten

---

21) „Das Begehren gemäß dem *Anderen* ist immer das Begehren, ein *Anderer* zu sein.“ Girard, René: *Figuren des Begehrens*, S. 11.

22) Lacan, Jacques: *Das Seminar von Jacques Lacan*. Buch XI., S. 242-256, hier: S. 247.

23) Ebd.

24) Girard, René: *Das Ende der Gewalt*, S. 337. Alternativ wird der französische Ausdruck *désir mimétique* ins Deutsche auch als *mimetischer Wunsch* übersetzt: Girard, René: *Das Heilige und die Gewalt*. Aus dem Französischen von Elisabeth Mainberger-Ruh. 2. Auflage. Ostfildern (Patmos) 2012 [Erstveröffentlichungen im frz. Original 1972], S. 219.

25) Girard, René: *Figuren des Begehrens*, S. 11.

26) Cervantes nach Girard, René: *Figuren des Begehrens*, S. 11.

27) Ebd., S. 25.

28) Ebd., S. 13.

29) Ebd., S. 25.

30) Girard fasst das Schlagwort der Romantik im literaturhistorischen Sinne nicht allzu eng, insofern er sich in der Hauptsache auf Werke des französischen Realismus bezieht.

Dreiecksverhältnis mit Subjekt und Objekt und ist auf diese Weise potenzieller Rivale: Der Mittler wird sowohl zum Modell als auch zum Hindernis des Begehrens (Girard spricht auch vom „Modell-Hindernis[]“) <sup>33</sup>. In diese Kategorie fällt etwa der klassische Konkurrenzkampf zweier Kontrahenten um eine Frau (oder einen Mann); Girard bezieht sich beispielsweise auf Shakespeares *Zwei Herren aus Verona* <sup>34</sup> und verweist auch auf Kafkas *Vor dem Gesetz*: „Wie der unerbittliche Türhüter in Kafkas Parabel zeigt das Vorbild seinem Nachahmenden die Pforte zum Paradies und verwehrt ihm mit ein und derselben Geste den Zutritt.“ <sup>35</sup> Bei der externen Vermittlung ist der Mittler hingegen eine transzendente Größe und gerät auf diese Weise nicht direkt zwischen Subjekt und Objekt, er ist niemals Rivale und stellt kein Hindernis für das begehrende Subjekt dar. Girard nennt hier eben die legendenhafte Figur des Amadis, die für Don Quijote schon allein aufgrund ihres fiktiven Charakters nicht zum Konkurrenten werden kann. Gleichzeitig ist Don Quijote für seinen Knappen Sancho Panza das Modell des Begehrens, ohne dass diese beiden in Konkurrenz treten. Hier sind es die Standesunterschiede, die beide von vornherein trennen. <sup>36</sup> Ob nun durch eine externe oder interne Vermittlung angeregt, entsteht im Kraftfeld des Begehrens eine Dreiecksbeziehung, weshalb Girard auch von einem „trianguläre[n]“ Begehren <sup>37</sup> spricht. <sup>38</sup>

[2]

Girard verweist ferner auf eine Form des Begehrens, die außerhalb der mimetischen Triangularität steht, und bezieht sich abermals auf Cervantes: „Nicht in jedem Fall entspringt Sanchos Begehren der Nachahmung, so etwa, wenn es durch den Anblick eines Stücks Käse oder einer Flasche Wein hervorgerufen wird.“ <sup>39</sup> Es handelt sich in diesem Fall also um ein

31) Die „Rätselhaftigkeit“ von Goethes Wahlverwandtschaften ist mittlerweile so geläufig, dass sie selbst eine Art „Mythos“ darstellt, wie Geisenhanslücke ironisch vermerkt: Geisenhanslücke, Achim: Die Sprache der Liebe. Figurationen der Übertragung von Platon zu Lacan. Paderborn (Fink) 2016, S. 193. Manchen erscheinen die Rätsel so überwältigend, dass sie Zweifel hegen, sie seien ernst gemeint, wie etwa Gabrielle Bersier, die den Roman als eine „Rätselparodie der Romantik“ versteht: Bersier, Gabrielle: Goethes Rätselparodie der Romantik: Eine neue Lesart der „Wahlverwandtschaften“. Tübingen (Niemeyer) 1997, bes. S. 45-56.

32) Girard, René: Figuren des Begehrens, S. 16.

33) Girard, René: Das Ende der Gewalt, S. 445.

34) Girard, René: „Love Delights in Praises: A Reading of The Two Gentlemen of Verona.“ In: Philosophy and Literature. 13/2 (1989), S. 231-247.

35) Girard, René: Figuren des Begehrens, S. 16. Ausführlicher wird der Gedanke dargestellt in: Girard, René: Franz Kafka et Ses Critiques. In: Symposium: A Quarterly Journal in Modern Literatures: Vol. 7/1 (1953), S. 34-44.

36) Girard, René: Figuren des Begehrens, S. 13.

37) Ebd., S. 11.

38) Kein Mittler des Begehrens im Sinne Girards ist jedenfalls die Figur namens Mittler, die in den Wahlverwandtschaften die Karikatur auf einen Mediator abgibt und die bigotte Stimme des Moralismus vertritt.

rein physiologisches Phänomen, für das es keines Mittlers bedarf, um ein entsprechendes Begehren auszulösen. An anderer Stelle spricht Girard in diesem Zusammenhang von einer „intrinsische[n] Natur“ jenes Begehrens.<sup>40</sup> Im chemischen Gleichnis des vierten Kapitels (1. Teil) des Romans könnte man nun ein solches Modell intrinsischen Begehrens vermuten (die Szene erscheint nicht zuletzt deshalb als interessant, als hier das Schlagwort der *Wahlverwandtschaften* eingeführt wird).<sup>41</sup> Im Gleichnis sind es den Stoffen inhärente Eigenschaften, die zu einer wechselseitigen Anziehung führen. Kalkstein und Schwefelsäure ergeben zusammen naturgesetzlich eine neue Verbindung, das Abspaltungsprodukt geht seinerseits eine weitere Verbindung ein. (WV 316-317) So einleuchtend das Gleichnis zunächst erscheint, so problematisch wäre eine Engführung der chemischen Anziehungsmetaphorik, da eine solche zu einer deterministischen Interpretation verleiten könnte, die dem mehrfach gebrochenen, höchst paradoxen und von irrationalen Entscheidungen der Hauptfiguren bestimmten Weg der Handlung, der letztlich an zentralen Stellen ins Übernatürliche umschlägt, nicht gerecht wird.

Jeremy Adler versteht die Lehrrede als zentral für das Verständnis der Wahlverwandtschaften insgesamt.<sup>42</sup> „Das chemische Gespräch ist ein Mikrokosmos des Romans. Alles was vorgeht, wird hier in Kleinform reflektiert.“<sup>43</sup> Er bezieht sich zunächst auf den

---

39) Girard, René: *Figuren des Begehrens*, S. 12.

40) Girard, René: *Das Ende der Gewalt*, S. 407.

41) Tatsächlich handelt es sich beim chemischen Gleichnis jedoch keineswegs um eine durchgängige Argumentation, sondern um eine sprunghaft vorgetragene Belehrung mit verschiedenen Beispielen, abwechselnd von Eduard und Otto formuliert und immer wieder von Charlotte durch Einwände unterbrochen. Am konzisesten erscheint das Beispiel des Kalksteins, das Otto einbringt. (WV 316-317)

42) Diese Interpretation wird nicht zuletzt von einem Zeugnis gestützt, das von Goethe selbst stammt, eine Selbstanzeige, die er erläuternd zu den Wahlverwandtschaften abdrucken ließ: „Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes näher heranzubringen; und so hat er auch wohl, in einem sittlichen Falle, eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen, um so mehr, als doch überall nur *eine* Natur ist, und auch durch das Reich der heitern Vernunft-Freiheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand, und vielleicht auch nicht in diesem Leben, völlig auszulöschen sind.“ Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe, hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller und Gerhard Sauder. Band 9. München (Hanser) 1987, S. 285. Die Münchner Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken stellt diese Notiz dem Roman programmatisch voran. Es handelt sich bei der Gleichnisrede also um ein textinhärentes Interpretationsangebot, das mit einer außertextlichen Autorenaussage belegt wird. Von der prinzipiellen Frage nach dem Wert von Autorenselbstaussagen für die Interpretation eines Werks abgesehen, sollte die beschriebene, besondere Konstellation zur Vorsicht gemahnen.

43) Adler, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft.“ Goethes „Wahlverwandtschaften“ und die Chemie seiner Zeit. München (C.H. Beck) 1987, S. 141.



vielzitierten ersten Satz des Romans:

Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmachmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pflropfreiser auf junge Stämme zu bringen. (WV 286)

Der britische Germanist gibt das Zitat jedoch nur zur Hälfte wieder: „Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter.“<sup>44</sup> Er setzt einen Punkt, wo eigentlich ein Gedankenstrich die Rede fortführt. In der Verkürzung erhält der Satz einen anderen Klang, erscheint als lakonische Aussage, und gemahnt auf diese Weise eher als im Original an die Einleitung zu einer naturwissenschaftlichen Versuchsanordnung. Dem Leser entgeht durch die Auslassung die doppelte Nennung des Subjekts (Eduard), wie dies in einer kolloquialen mündlichen Erzählform, nicht in wissenschaftlicher Rede zu erwarten wäre, und ihm entgeht das Motiv der Pflropfung, die wiederum eine landwirtschaftlich-biologische Praxis darstellt, keinen chemischen Versuch.<sup>45</sup> Auf die vielgestaltige Metaphorik der Pflropfung sollte in der Analyse nicht leichtfertig verzichtet werden.<sup>46</sup> Entscheidend scheint Derridas Parallelisierung von Pflropfung und Schreiben: „Écrire veut dire greffer. C'est le même mot“<sup>47</sup>, Schreiben heißt Pflropfen, es ist dasselbe Wort. Enger gefasst entspricht die Pflropfung in der Sprache auch dem Akt des Zitierens. Tatsächlich verleiht die Parenthese „so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter“, die zwischen die zweimalige Nennung des Namens Eduard eingeschoben ist, dem Satz eine zitathafte Gestalt. Das Zitieren des chemischen Ausdrucks der Wahlverwandtschaften in einem literarischen Text stellt ebenso eine Pflropfung dar wie die chemische Lehrrede insgesamt als ein Zitat aus dem naturwissenschaftlichen Kontext zu verstehen ist.<sup>48</sup> Als Zitate können diese zwar als verbindendes Element von Roman und Naturwissenschaften fungieren, nicht jedoch als

44) Adler, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft“, S. 141.

45) Zum Motiv der „Pflropfreiser“ vgl.: Wellbery, David: Die Wahlverwandtschaften. In: Interpretationen, hrsg. von Paul Michael Lützeler. Stuttgart (Reclam) 1985, S. 291–318, hier: S. 307.

46) Die Implikationen der Veredelung und Fortpflanzung sind auch in Bezug auf die Zeugung des Knaben Otto für die Romanhandlung von Bedeutung. Vgl. dazu: Turk, Horst: Goethes Wahlverwandtschaften. Der doppelte Ehebruch durch Phantasie. In: Kittler, Friedrich; Turk, Horst: Urszenen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1977, S. 203–222. Für die Funktion der Pflropfung als literarisches Motiv vgl.: Wirth, Uwe (Hg.): Impfen, Pflropfen, Transplantieren. Berlin (Kadmos) 2011.

47) Derrida, Jacques: *La dissémination*. Paris (Seuil) 1972, S. 395.

48) Seibt und Scholz sprechen in Bezug auf den Ausdruck Wahlverwandtschaften von einer „Rückübertragung“. „a: Übertragung einer Beschreibung sozialer Vorgänge auf das Gebiet chemischer Bindungsvorgänge (Wahlverwandtschaften‘), b: Rückübertragung des mit neuen Konnotationen angereicherten Ausdrucks von der Chemie aufs Soziale.“ Seibt, Gustav; Scholz, Oliver R.: Zur Funktion des Mythos in „Die Wahlverwandtschaften“. In: Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Vol. 59/4 (1985), S. 609–630, hier: S. 613.



Mittel zur Synthese der beiden.

„Eduard“ ist die doppelte Bezeichnung einer Person durch einen nicht genannten Dritten, der den *Pluralis auctoris* für sich in Anspruch nimmt, ohne die Person beim Namen zu nennen: Wie der Romanleser später erfährt, lautet Eduards erster Taufname „Otto“, auf den er in Jugendjahren zugunsten seines gleichnamigen Freundes verzichtet. (WV 302) Insofern kann die relativierende Formulierung „so nennen wir“ auch ironisch verstanden werden. Adler gesteht dem (verkürzten) Zitat diese Doppeldeutigkeit auch zu, sieht jedoch keinen Widerspruch: „Wie immer man im einzelnen interpretiert, die Worte weisen unmittelbar auf den Unterschied zwischen Sprache und Welt hin. Sie verdeutlichen, wie hier Welt durch ein reflektierendes Bewußtsein dargestellt wird.“<sup>49</sup> Dass Goethe gar der „größte Sprachskeptiker der Deutschen“<sup>50</sup> sei, wurde gelegentlich bereits behauptet, inwiefern es zur Stützung dieser Position des chemischen Gleichnisses oder gar einer Synthese der Literatur und Naturwissenschaften bedarf, bleibt hingegen unklar. Was Adler als „Differenz von Sprache und Welt“<sup>51</sup> bezeichnet, scheint im literarischen Diskurs mit dem Konzept der Fiktionalität bereits ausreichend erfasst. Adlers Resümee, dass „schließlich die chemischen Gleichnisse ins Unerklärliche“<sup>52</sup> führen, ist weniger „eine armselige These“<sup>53</sup>, wie Geisenhanslüke polemisiert, sondern eine richtige Folgerung, die auf einer falschen Grundannahme beruht: Die Gleichnisse führen „ins Unerklärliche“, weil sie bloß eine bildliche Umschreibung des Verhaltens einander begehrender Individuen darstellen und nicht als erschöpfendes Deutungsinstrument für die fatalen Beziehungsdynamiken des Romans fungieren. Was hier als wechselseitige Anziehung verstanden wird, ist nicht gleichbedeutend mit dem Begehren, sondern eine Folge desselben: Das Begehren ist immer schon vorhanden, ehe das Bild zweier unwiderstehlich voneinander angezogener Elemente zu beobachten ist. Das Begehren ist jenseits der äußeren Beobachtung zu suchen und damit auch jenseits des Sinnzusammenhangs des naturwissenschaftlichen Gleichnisses.<sup>54</sup>

---

49) Adler, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft“, S. 142.

50) Emrich, Wilhelm: Die Symbolik von Faust II. Sinn und Vornamen. Frankfurt a.M. (Athenäum) 1964, S. 49.

51) Adler, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft“, S. 142.

52) Ebd., S. 9

53) Geisenhanslüke, Achim: Die Sprache der Liebe, S. 207.

54) Insgesamt sind weniger die herablassenden Belehrungen der beiden Männer relevant als die Einwände gegen diese durch Charlotte: „Diese Gleichnisreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Ähnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandschaft etwas freigiebig gewesen; so tut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Wert solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Mir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen, durch gelegentliche Zugesellung eines Dritten aufgehoben, und eins der erst so schön verbunden ins lose Weite hinausgetrieben ward.“ (WV 318)

Entscheidend ist viel mehr, was an die Lehrrede anschließt: Otto verlässt nämlich den chemischen Diskurs im engeren Sinne und rekapituliert das Gesagte mit Hilfe von Variablen, also in mathematischer Symbolsprache:

Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich eben so zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe. (WV 319)

Versteht man A, B, C und D nun nicht als chemische Elemente, sondern als Punkte und verbindet diese wie von Otto vorgeschlagen, (WV 319-320) so ergibt dies die geometrische Form des Tetragons. Wie jedes Viereck besteht auch dieses aus zwei Dreiecken, die, in Kenntnis der weiteren Handlung, als die triangulären Beziehungen von Eduard, Charlotte und Otilie sowie Eduard, Charlotte und Otto identifiziert werden können.<sup>55</sup> Geisenhanslücke hat bereits darauf hingewiesen, dass im Roman „[...] ständig [...] alle damit beschäftigt [sind], Pläne und Zeichnungen des Anwesens und seiner Gebäude zu verfertigen.“<sup>56</sup> Tatsächlich korreliert die damit verbundene geometrische Bildsprache nicht nur mit der Funktion Ottos als Landvermesser im Schlossgarten, der „trigonometrische Vermessungen“ (WV 310) vornimmt, sie repräsentiert auch die Psychodynamik der Beziehungen zwischen den Personen präziser als die chemische Anziehungsmetaphorik: Nicht die intrinsische Beschaffenheit einzelner Elemente bildet die Grundlage für das Begehren und damit für die verhängnisvollen Entwicklungen, sondern die komplexe „Topographie“<sup>57</sup> der Beziehungslandschaft ist es, die das trianguläre Begehren anstößt und in die Katastrophe mündet. Die Paradoxie des Ausdrucks der *Wahlverwandtschaften* und der im Roman angedeutete Anachronismus seiner Verwendung im chemischen Diskurs<sup>58</sup> legt Joseph Vogls These vom ironischen Verständnis des Titels nahe,<sup>59</sup> wie letztlich auch des gesamten chemischen Gleichnisses.

---

55) Die Beziehung von Otto und Otilie ist die Einzige, die unscharf bleibt: Zwischen ihnen gibt es keinen der für das Werk charakteristischen Dialoge und sie interagieren nicht unmittelbar miteinander, sondern stets über einen der beiden Ehegatten. Vgl.: Kittler, Friedrich A.: Otilie Hauptmann. In: Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur, hrsg. v. Norbert Bolz. Hildesheim (Gerstenberg) 1981, S. 260–275.

56) Geisenhanslücke, Achim: Die Sprache der Liebe, S. 194-195.

57) Ebd., S. 195.

58) Auf die Frage, „[...] wie es eigentlich mit den Verwandtschaften gemeint sei“, antwortet Otto, dass er dies „vor zehn Jahren gelernt [...]“ habe und er nicht wüsste, ob „[...] man in der wissenschaftlichen Welt noch so darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt [...]“. (WV 314)

## [3]

Trianguläre Beziehungen sind die gesamte Romanhandlung hindurch auszumachen und werden bereits in der in der ersten Szene modellhaft vorgestellt, als Eduard sich nicht direkt auf den Weg zu seiner Gattin macht, sondern erst den Gärtner losschickt, um sein Kommen anzukündigen. Es bedarf eines Dritten, um das Verhältnis zwischen zwei Personen in Gang zu setzen und zu vervollständigen. Dies verdeutlicht daran anschließend auch der erste Dialog zwischen den Ehegatten, in dem Eduard „die Hütte [...] etwas zu eng“ (WV 287) erscheint, dennoch „für einen Dritten [...] auch wohl noch Platz“ findet. (WV 287) Charlotte erhöht den Einsatz und plädiert „auch für ein Viertes“, (WV 287) was letztlich nichts anderes bedeutet als eine zweite Figur des Dritten. Weitere Dreiecksverhältnisse gibt es in der chronologischen Reihe der Romanhandlung zudem bereits vor den verhängnisvollen Entwicklungen im Schloss, also vor dem Eintreffen von Otto und Ottilie, nämlich in den Rückblenden des ersten Kapitels, wenn der Leser erfährt, dass einst Otto als Mittelsmann seinen Freund Eduard auf Ottilie „[...] aufmerksam machte [...]“ (WV 296) und noch dazu, wie der Erzähler anmerkt, angestiftet von Charlotte (dass Eduard zu diesem Zeitpunkt die Schönheit Ottilies zwar wahrnimmt, jedoch kein Begehren für sie entwickelt, stellt das Modell der ‚chemischen‘ Anziehung, oder - in Girards Terminologie - des intrinsischen Begehrens, ein weiteres Mal infrage).

Noch weiter zurückliegend findet man trianguläre Verhältnisse, als zwischen die damals Jungverliebten die reiche alte Frau tritt, die Eduard auf Wunsch seines Vaters heiraten sollte. (WV 290) Doch selbst als das „Mütterchen“ (WV 290), wie diese von Charlotte despektierlich genannt wird, alsbald verstirbt, steht abermals ein Dritter zwischen den beiden: Der nunmehrige Ehegatte Charlottes. Über die genauen Zeitverhältnisse wird der Leser nicht aufgeklärt, doch dauert es bis Charlottes Tochter im heiratsfähigen Alter ist, ehe sie durch den Tod ihres Mannes frei für Eduard wird. Unter Einschluss dieser Reminiszenzen erscheinen die Verhältnisse von Eduard, Charlotte und Ottilie sowie von Eduard, Charlotte und Otto in einer langen Reihe sich über Jahrzehnte entfaltender triangulärer Beziehungen. Bezieht man ferner die außereheliche Verbindung von Graf und Baronesse (WV 347ff) sowie die „Novelle“ von den „wunderlichen Nachbarskindern“, (WV 474ff) also die Vorgeschichte Ottos, mit ein, so gibt es unter Liebenden im gesamten Roman ausschließlich Dreiecksbeziehungen. Die einzige Ausnahme befindet sich noch im Stadium des

---

59) Osten, Manfred; Pott, Hans-Georg; Seel, Martin; Vogl, Joseph: Die Wahlverwandtschaften. Goethes ‚bestes Buch‘? Ein Gespräch. In: Schwellenprosa. (Re-)Lektüren zu Goethes Wahlverwandtschaften, hrsg. v. Hannah Dingeldein u.a. Paderborn (Fink) 2018, S. 121-132, hier S. 129.

Eheversprechens (bzw. der Eheschließung), nämlich die Beziehung von Luciane und ihrem Bräutigam. (WV 418ff)

Nun gilt es zu klären, ob die triangulären Beziehungen in den Wahlverwandtschaften mit dem Modell des mimetischen Begehrens korrelieren. Erhellend sind zunächst die Arbeiten von Albrecht Koschorke über die Figur des Dritten: „Auf die Bühne der Epistemologie“, sei der Dritte erst „im 20. Jahrhundert getreten“, dann jedoch gleich als „Schlüsselfigur“.<sup>60</sup> Nicht nur die Erkenntnistheorie, „auch die soziale Welt“, zu der Koschorke die Literatur zählt, sei von da an „nicht mehr aus Gegensätzen und der Dynamik ihrer Schlichtung, sondern aus persistenten, sich selbstähnlich fortpflanzenden oder multiplizierenden Dreiecken zusammengebaut“.<sup>61</sup> Im Folgenden soll gezeigt werden, dass auch in den Wahlverwandtschaften, also bereits in einem Roman des frühen 19. Jahrhunderts, die Figurationen des Dritten als „soziale[] Operatoren“<sup>62</sup> zu verstehen sind.

Zunächst ist auf die Einladung Ottos und Otilies auf das Schloss einzugehen, die ausgerechnet im „ersten wahrhaft fröhlichen Sommer“ (WV 291) von Eduard und Charlotte als „neue Gatten“ (WV 298) erfolgt. Die Begründung, die Eduard für seinen unvermittelten Wunsch nach einem Dritten aufbietet, ist auf den ersten Blick wenig schlüssig, sieht er für den Freund doch selbst keine grundlegend andere Rolle vor als jene, vor der er ihn zu bewahren vorgibt: „Er [Otto] sollte mit vornehmen und reichen Leuten die Langeweile teilen, indem man auf ihn das Zutrauen setzte, daß er sie vertreiben würde.“ (WV 300) Dass Eduard seiner frisch vermählten Gattin einen „Liebhaber“ (WV 294) zukommen lassen möchte, wie Charlotte halb ironisch, halb wütend andeutet, kann wohl nicht angenommen werden. Entscheidend ist vielmehr folgende Randbemerkung: „Beide Gatten würden wohl noch eine Zeit lang geschwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechsel gegen Eduards letzten angekommen. Er [Otto] hatte sich entschlossen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob sie ihm gleich keineswegs gemäß war.“ (WV 300) Nicht die Unangemessenheit der Stelle, sondern die Aussicht, dass ein Dritter zwischen ihn und Otto treten soll, bringt Eduard in Rage: „Wollen wir unsern Freund in einem solchen

---

60) Koschorke, Albrecht: Die Figur des Dritten bei Freud und Girard. In: Bündnis und Begehren. Ein Symposium über die Liebe, hrsg. v. Andreas Kraß u.a. Berlin (Schmidt) 2002, S. 23-34. Koschorke nennt als Beispiele den „Parasiten bei Michel Serres“, Begriffe aus der dekonstruktivistischen Terminologie wie „différance, Strukturalität, Spiel usw.“ sowie das „tertium datur“ (die Anfechtung der Lehre des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten, Anm.) aus Luhmanns „kybernetische[r] Systemlogik“. (alle S. 23) Im literarischen Feld nennt er Figuren wie den „Trickster“, den „Bote(n)“, den „Dolmetscher“ und den „Nebenbuhler“, die nunmehr zu „Protagonisten“ werden und eine „Schlüsselstelle in den Theorien des Begehrens“ einnehmen. (alle S. 24)

61) Ebd., S. 24.

62) Ebd.

Zustande wissen? rief er: Du kannst nicht so grausam sein, Charlotte!“ (WV 300) Die vermeintliche „Grausamkeit“ Charlottes richtet sich in der Sicht Eduards weniger gegen den Freund als gegen ihn selbst, der das Objekt seines Begehrens in den Besitz eines Dritten übergehen sieht. Ebenso paradox erscheint die Situation im Falle Charlottes, die doch zunächst die „Dazwischenkunft eines Dritten“ (WV 292) mit allen Mitteln verhindern wollte. Als das Begehren ihres Gatten nach einem Vertrauten jedoch eskaliert, beginnt auch bei ihr der Wunsch nach einer Gefährtin die Furcht vor den Konsequenzen zu übersteigen. In beiden Fällen wird ein latenter Wunsch durch einen Mittler zu einem unwiderstehlichen Begehren.

Waltraud Wiethölter versucht eine Parallelisierung von „Otilie-Echo“ und „Eduard-Narziß“.<sup>63</sup> Die Einleitung zur chemischen Lehrrede ist etwa ein direkter Verweis auf den Mythos: „Hier wird freilich von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.“ (WV 313) Beachtenswert erscheint insbesondere der Verweis Wiethölters auf „Nicolas Poussins Reich der Flora“<sup>64</sup>, ein Gemälde aus dem Jahre 1630. In diesem Bild erblickt Narziss sein Antlitz in einem Wasserkrug, den ihm Echo vor Augen hält. Aus der Perspektive der mimetischen Theorie ist interessant, dass auf diese Weise nicht bloß zwei selbständige Episoden (Echo-Episode, Spiegelungs-Episode) in eine zusammengefasst werden, sondern vor allem, dass zwei dyadische Beziehungen (Narziss-Echo, Narziss-Spiegelbild) in ein trianguläres verwandelt werden: Wenn es sich so verhält wie bei Ovid, und Narziss erkennt sich in seinem Spiegelbild (zunächst) nicht, dann kann man unter Einbeziehung dieses Spiegelbildes tatsächlich von einer Figur des Dritten sprechen. Echo wird für Narziss zum Mittler des Begehrens, was zeigt, dass die Rollenzuteilung im Beziehungsdreieck durchaus variabel sein kann. Als Echo Narziss das Spiegelbild präsentiert, hat sie ihren Oberkörper entblößt, sie hält den Krug zwischen den weit geöffneten Beinen und lächelt ihren Geliebten aus der Position der Überlegenen vielsagend an. Die Symbolik könnte kaum eindeutiger sein: Echo versucht Narziss über das Bild des Dritten an sich heranzuziehen und sich den Geliebten auf diesem Wege einzuverleiben. Auch Otilie scheint Eduard mannigfaltig zu bespiegeln, sei es beim Musizieren, bei dem sie seinem unregelmäßigen Tempo folgt, bei den Lesungen, bei denen sie seine Worte nachliest, sogar im körperlichen Leid, wenn sie Eduards Kopfschmerzen der rechten Seite auf ihrer linken nachfühlt. Und schließlich vermeint Eduard in Otilies Abschrift seiner Dokumente die Imitation seiner Handschrift zu

---

63) Wiethölter, Waltraud: Legenden. Zur Mythologie von Goethes Wahlverwandtschaften (mit 9 Abbildungen). In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1982-03, Vol. 56 (1), S. 1-64, besonders II. Narziß und Echo, S. 8-21, hier: S. 8.

64) Ebd., S. 8.

erkennen, was ihn nicht zu einem Liebesgeständnis (ich liebe dich), sondern zu einer kühnen Behauptung verleitet: „Du liebst mich!“ (WV 366). „Der da bin *ich*!“<sup>65</sup> rief einst Narziss vor seinem Spiegelbild aus, Eduard bildet darauf einen späten Nachhall. Jede Parallelisierung von Eduard und Narziss bzw. Otilie und Echo stößt jedoch spätestens dann an ihre Grenzen, wenn sich Otilie Eduard verweigert.<sup>66</sup> Im Falle von Ovid verhält es sich nämlich genau umgekehrt und Narziss weist Echo brüsk zurück:

Er [Narziss] aber flieht, und im Fliehen ruft er: „Weg mit den Händen, lass die Umarmung! Ich sterbe eher, als dir [Echo] ich gehöre!“<sup>67</sup>

Für das Begehren von Eduard und Otilie bzw. Charlotte und Otto erscheinen zwei Faktoren entscheidend: Zunächst macht die ungeteilte Aufmerksamkeit Eduards für Otto bzw. Charlottes für Otilie die beiden Gäste für den jeweils anderen Ehegatten interessant: Eduard fungiert als Mittler des Begehrens für Charlotte gegenüber Otto; Charlotte stellt wiederum für Eduard das BegehrensmodeLL für Otilie dar. Oder wie Assheuer Girards Theorie auf den Punkt bringt: „Ich begehre, was du begehrt.“<sup>68</sup> Da es sich dabei zunächst um platonische Beziehungen handelt, bedarf es darüber hinaus noch einer weiteren Ebene, die in der externen Vermittlung zu finden ist: Wie oben erwähnt liegt diese für Eduard verdeckt in seinem wirklichkeitsfremden Lebensentwurf. Im Kontrast zum „Mütterchen“ (WV 290) und der an Jahren gereiften Charlotte wird die jugendlich-reizvolle Otilie zum Objekt des Begehrens für Eduard. Der Besitz des allseits begehrten Mädchens bedeutet für Eduard jedoch mehr als die Befriedigung einer sexuellen Begierde, nämlich die Überbrückung der Differenz zwischen dem Selbstbild als begehrten Liebhaber und der glanzlosen Realität seiner realen Lebensgeschichte. Die schwärmerische Beschreibung Otilies durch den Erzähler ist aufschlussreich:

Dadurch ward sie den Männern, wie von Anfang so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl tut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt; so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf

65) Publius Ovidius Naso: *Metamorphosen*. Lateinisch-deutsch. Buch III, hrsg. und übersetzt von Niklas Holzberg. Berlin (DeGruyter) 2017. Zum Narziss-Mythos, siehe S. 165ff, hier: S. 173.

66) Zur Unvereinbarkeit zwischen der Grundkonstellation der Wahlverwandtschaften und dem Narziss-Mythos vgl.: Seibt, Gustav; Scholz, Oliver R.: Zur Funktion des Mythos in „Die Wahlverwandtschaften“, besonders: S. 617-622.

67) Publius Ovidius Naso: *Metamorphosen*, S. 169.

68) Assheuer, Thomas: Ich begehre, was du begehrt. Der Religionswissenschaftler René Girard erklärt, warum gerade die Welt explodiert. In: DIE ZEIT Nr. 41/2014, 1. Oktober 2014. Online: <https://www.zeit.de/2014/41/rene-girard-buch-clausewitz>, abgerufen am 15. Oktober 2021.



den äußern und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anhehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Übereinstimmung. (WV 326)

Eduard darf vom Besitz Ottilies die Erlösung von seinem Begehren erhoffen, von dem er zeitlebens geplagt wird, dem unerreichbaren Streben nach seinem illusorischen Idealbild, vom haltlosen Begehren, ein Anderer zu sein. Vom Begehren befreit wäre Eduard letztlich „[...] mit sich und mit der Welt in Übereinstimmung“ (WV 326). Oder in den Worten von Girard: „Wherever there is self-sufficiency, there is no desire [...]“<sup>69</sup>

Für Charlotte ist wiederum die Zurückweisung durch Eduard in jungen Jahren unbewältigt, wie die bereits erwähnte scharfzüngige Bemerkung vom „Mütterchen“ (WV 290) verdeutlicht, dem sich Eduard (auf Druck des Vaters) ausgeliefert hatte. Im Unterschied zu Eduard irrt Charlotte jedoch keinem unerreichbaren Idealbild hinterher, sondern imitiert konsequent ihren Gatten in dessen Begehren. Den Schnittpunkt der beiden Formationen triangulären Begehrens markiert die verhängnisvolle Nacht, in der Eduard und Charlotte intim werden, in Gedanken jedoch beim jeweiligen Objekt ihres eigentlichen Begehrens verharren. Dem Kind, das auf diese Weise gezeugt wird, kommt in der Folge die Funktion des Begehrens-Hindernisses zu. Gleichzeitig wird die Beziehungs-Topographie durch ein weiteres trianguläres Verhältnis erweitert, nämlich durch den Gastbesuch von Graf und Baronesse, (WV 347ff) die selbst beide anderweitig verheiratet sind und eine illegitime Beziehung pflegen. Als solche stellen auch sie ein Modell des Begehrens sowohl für Eduard als auch für Charlotte dar. Doch ausgerechnet diese beiden versuchen zu hintertreiben, was sie für sich selbst in Anspruch nehmen, nämlich eine erfüllte Liebe jenseits der Beschränkungen der Ehemoral. Dergestalt sind die Gäste gleichzeitig Modell und Hindernis des Begehrens für ihre Gastgeber.

Charlotte bleibt im Besitz der eigenen Entscheidungskraft und ist im Stande, die Pflicht über ihre Neigung zu stellen und die Ehe aufrecht zu erhalten. Dadurch wird auch Charlotte zum Hindernis für das Begehren Eduards, was dieser mit Erpressung beantwortet: „[...] [M]ache keinen Versuch, Ottilien sonst irgendwo unterzugeben. Außer dem Bezirk deines Schlosses, deines Parks, fremden Menschen anvertraut, gehört sie mir und ich werde mich ihrer bemächtigen.“ (WV 386-387) Der Kreislauf der Gewalt beginnt sich zu drehen. In einem Akt symbolischer Bestrafung setzt sich Eduard just dann dem „wechselnden Kriegsglück“ (WV 417) aus, als seine Gattin ein Kind von ihm erwartet. Er demonstriert damit, dass er sich ihr

---

69) Girard, René: Narcissism. The Freudian Myth Demythified by Proust. In: *Mimesis and Theory. Essays on Literature and Criticism*, 1953 – 2005, ed. by Robert Doran. Stanford (University Press) 2008, S. 175-193, hier: S. 183.

jederzeit entziehen kann und zu diesem Zweck auch den eigenen Tod nicht scheut. Im Sinne Girards handelt es sich beim Einsatz kriegerischer Gewalt aber auch immer um eine Form der Selbstbehauptung, wie er am Beispiel des Oedipus-Mythos darstellt:

[E]s ist die Gewalt, die die Objekte des Gewalttätigen aufwertet. Nicht weil er Vater ist, ist Laios gewalttätig, sondern weil er gewalttätig ist, gilt er als Vater und König. *Ist es nicht das, was Heraklit meint, wenn er sagt: Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König?*<sup>70</sup>

Aus der Schlacht zurückgekehrt vermeint sich Eduard kriegsbewährt endlich in der Position seines idealisierten Selbstbildes und im Recht, sich das Objekt seines Begehrens anzueignen. Beim Wiedersehen geriert er sich abermals als romantischer Liebhaber: „Endlich bricht er durch das Gebüsch bei den Eichen; er sieht Ottilien, sie ihn; er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen.“ (WV 494). Aufgewühlt von der plötzlichen Leidenschaft – „[...] sie wechselten zum erstenmal entschiedene, freie Küsse [...]“ (WV 496) – verschuldet Ottilie auf dem Nachhauseweg am See den Tod des ihr anvertrauten Knaben. (WV 496-497) Im Schloss angekommen legt sie vom Unglück überwältigt ihr Haupt auf den Schoß der Pflegemutter und erfährt im Dämmer Schlaf wie Otto und Charlotte versuchen, durch die Legitimierung der beiden Beziehungen eine Lösung für das prekäre Beziehungsgeflecht zu finden, (WV 499-501) wogegen sich nun Ottilie entschieden zur Wehr setzt:

Zum zweitenmal – so begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen, anmutigen Ernst – zum zweitenmal widerfährt mir dasselbige. [...] Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemel an dich gerückt; du saßest auf dem Sofa wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knieen, ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte. Ich vernahm alles, was um mich vorging, besonders alle Reden sehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern und, wenn ich auch gewollte hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. [...] (WV 501-502)

Die regressive Haltung des Kindes bei gleichzeitiger Wiederholung der traumatischen Erfahrung des Verlusts der Mutter korreliert motivisch mit dem Bild des Dämmer schlafs, in dem sie sich „nicht regen, [...] nicht äußern“ (WV 502) konnte. Die passive Haltung des

---

70) Girard, René: Das Heilige und die Gewalt, S. 144. Girard verweist ferner auf den Zusammenhang von Opfer und Heiligung in der französischen Sprache: „Die Ausdrücke sacrifice (Opfer), sacrifier (opfern) meinen präzise rendre sacré (heilig machen, sakralisieren), produire du sacré (Heiliges, Sakrales produzieren)“, ebd. S. 281.

knienenden Kindes vor der Mutterfigur ist auch eine Wiederholung von Otilies Ankunft auf dem Anwesen zu Beginn der Romanhandlung: „Ein Wagen, der Otilien brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte, sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfasste ihre Kniee.“ (WV 324) Bereits hier interpretiert Charlotte dies als Unterwerfungsgeste: „‘Wozu die Demütigung!’“ (WV 324), während Otilie ebenso auf die vorangegangene Kindheitserfahrung verweist. Nun befreit sich Otilie jedoch aus dieser Position: „Erst erhob sie sich von dem Schoße, dann von der Erde und stand vor Charlotten.“ (WV 501) Sie verlässt die untergeordnete Position und richtet sich vor der Autorität der Pflegemutter auf, tritt ihr stehend entgegen. In vollständiger Umkehrung der vorangegangenen Unterwerfung bedient sich Otilie nun des Herrschaftstons: „Ich bin entschlossen, wie ich’s war, und wozu ich entschlossen bin, musst du gleich erfahren.“ (WV 502) Um ihre Handlungsautonomie zurückzugewinnen, gebraucht Otilie starke Worte, die sie nun an Charlotte richtet: „Darnach, Liebe, Beste, nimm deine Maßregeln. Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen.“ (WV 502) Otilies Selbstverweigerung kann mit der überwältigenden Schuldenerfahrung erklärt werden, nicht jedoch der abrupte Wechsel im Ton gegenüber der Pflegemutter.

Anneliese Botond unterstreicht insbesondere den symbolischen Gehalt des Abschieds von Otto und Charlotte, bei dem die beiden einander über Otilie die Hand reichen, „[...] so daß beider Arme mit dem Körper Otilies ein Kreuz bilden“<sup>71</sup>. Botond argumentiert, dass durch diese Symbolhandlung „Otilie die Rolle des Sündenbocks zugewiesen“<sup>72</sup> werde. Tatsächlich wurde diese Rollenzuschreibung bereits wesentlich früher vollzogen, nämlich spätestens als die Baroness die vermeintliche Lösung formuliert: „[...] Otilie müsse entfernt werden.“ (WV 453) Der Pakt zwischen Charlotte und Otto beinhaltet hingegen das genaue Gegenteil: Durch die Legitimierung der Beziehungen der beiden Paare wäre die Notwendigkeit des Sühneopfers beseitigt und durch eine rationale Lösung für das Problem ersetzt. Auch Eduards Forderung, dass Otilie das Schloss nicht verlassen dürfe, kann nur als Verhinderung der sich bereits abzeichnenden Entfernung des Mädchens verstanden werden. Das grundlegende Problem in Botonds Auffassung von der Vertreibung des Sündenbocks, auf die sie sich im Alltagssprachlichen Sinne und ohne Bezugnahme auf Girard bezieht, liegt darin, dass sie diese als geplante Tat eines bewusst handelnden Subjekts versteht: „In dieser unscheinbaren Geste tritt hinter der selbstlosen Gnadenmutter die Richterin zutage: Nicht sie, Charlotte, sondern Otilie soll die Schuld tragen.“<sup>73</sup> Tatsächlich

---

71) Botond, Anneliese: *Die Wahlverwandtschaften. Transformation und Kritik der neuen Héloïse*. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2006, S. 61.

72) Ebd.

73) Ebd.

kann das sich in der Menschheitsgeschichte in den unterschiedlichsten Kontexten perpetuierende Modell des Sühneopfers jedoch nur als unbewusstes Konfliktlösungsmuster verstanden werden, das gerade dann auf fatale Weise zur Anwendung gelangt, wenn sich die Beteiligten nicht ihres Handelns bewusst sind. Letztlich ist es Otilie selbst, für die das Opfer die einzige Option darstellt und allen Bestrebungen dies zu verhindern heftig entgegentritt. Der Affront besteht für Otilie darin, dass sie die Selbstaufopferung *nicht* vornehmen soll. Deshalb droht sie für den Fall eines Zuwiderhandelns mit der unüberbietbaren Form des Opfers, dem eigenen Opfertod: „In dem Augenblick, in dem ich erfahre: du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselbigen See meine Vergehen, meine Verbrechen.“ (WV 503)

Durch diese abermalige Wendung wird nun Otilie selbst zum Hindernis für das Begehren, nämlich sowohl für Eduard als auch für Charlotte und Otto. Beim Versuch, das Schloss zu verlassen, stellt ihr Eduard sofort nach, die von ihm mit romantischem Pathos geplante Rückholung gerät jedoch zur Farce. (WV 510-514) Otilie steht dem *double bind* gegenüber, ihre Umgebung verlassen zu müssen, sich ihr aber nicht entziehen zu können, und verharret deshalb in einem unbestimmten Zustand des dazwischen. Auch Eduard verharret in diesem Zwischenraum. Er schreckt vor dem Frevel zurück, gewaltsam in das Schlafgemach des Mädchens einzudringen, wozu ihn die Haushälterin durch das Anbieten des Zimmerschlüssels ermutigt. Er kann sich aber auch nicht von Otilie losreißen und verbringt die Nacht auf der Schwelle zu ihrem Zimmer. (WV 513) Der grotesken Situation entsprechend sind Otilies Entscheidungen inkonsistent:

Nochmals fragt er sie liebevoll und dringend, ob sie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt sie, mit niedergeschlagenen Augen, ihr Haupt zu einem sanften Nein. Er fragt, ob sie nach der Pension gehen wolle? Gleichgültig verneint sie das. Aber als er fragt, ob er sie zu Charlotten zurückführen dürfe? bejaht sie's mit einem getrosten Neigen des Hauptes. (WV 513-514)

Der Aporie eines entsagenden Zusammenlebens begegnet sie mit dem Verstummen und entscheidet sich für eine paradoxe Form der Selbstbestimmung, für den eigenen Tod, den sie als grausame Selbstzerstörung durch Verhungern herbeiführt. Direkt an ihren Tod schließen die Wundergeschichte von der Totenheilung Nannys anlässlich der Beerdigung Otilies und die kultische Verehrung ihrer Gebeine in der naiven Volksfrömmigkeit an. Das Phänomen der posthumen Sakralisierung des Sündenbocks ist ein zentraler Bestandteil der mimetischen Theorie: „Das Opfer wird [...] mit allen Attributen und allen Eigenschaften des Heiligen dargestellt.“ (144)

Girard warnt ausdrücklich vor einem

[...] „Masochismus“ des Sich-Opfern, der gerade deshalb so viel über sich selbst aussagt, weil er sich dessen nicht bewusst ist und es auch nicht sein will; es könnte durchaus das Begehren verschleiern, sich zu sakralisieren, sich zu vergöttlichen – ein Begehren, das offensichtlich stets in der direkten Fortsetzung der alten Opferillusion verortet ist.<sup>74</sup>

Noch drastischer formuliert Uwe C. Steiner: „Otilie deutet ihr Verschulden um in ein dämonisch ihr wiederfahrendes Geschick, sie deutet danach die Position der gezeichneten Person um in die der Heiligen.“<sup>75</sup> Die entscheidende Stelle lautet:

Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, versetzte Otilie; und wer mich liebt hat vielleicht nicht viel besseres zu erwarten. So gut und verständig als der Freund ist, ebenso, hoffe ich, wird sich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältnisses zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Person erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Übel für sich und andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das uns unsichtbar umgebend allein gegen die ungeheuren zudringlichen Mächte beschirmen kann. (WV 507)

Nun ist jemand, der „sich dem Heiligen widmet“, nicht notwendigerweise selbst heilig und auch die Formulierung von der „geweihte[n] Person“ lässt mehrere Deutungen zu. Kurz davor hatte Charlotte Otilies büßende und entsagende Haltung bereits ironisch kommentiert: „Klöster haben wir nicht, in denen sonst eine Freistatt für solche Gefühle zu finden war.“ (WV 505) Steiners harsches Urteil lautet dennoch:

Womöglich konturiert sich hier, in Otilie, eine Grundfigur moderner, noch gegenwärtiger Moralität; wie sich zumal in der Opferpolitik, in der viktimologischen Identifikation abzeichnet: der Selbstgenuss im Bewusstsein, einer höheren Moral teilhaftig zu sein. „Für sich“, Pause, „und andre vielleicht“: der moralische Akt dient hier der Selbstpositionierung im Feld mimetischer Rivalitäten.<sup>76</sup>

---

74) Girard, René: Das Ende der Gewalt, S. 292.

75) Steiner, Uwe C.: „Für sich und andre vielleicht“. Otilies Selbstsakralisierung und die Lessing-Kritik in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Schwellenprosa. (Re-)Lektüren zu Goethes *Wahlverwandtschaften*, hrsg. v. Hannah Dingeldein u.a. Paderborn (Fink) 2018, S. 87-104, hier: S. 94.

76) Ebd.

Auf den ersten Blick erscheint es tatsächlich, als ob Otilie – wie schon in der Inszenierung des „lebendigen Gemälde[s]“ (WV 448) durch den Architekten – die Figur der Heiligen Jungfrau nachahmt, eine Figur, die frei von Schuld ist und sich aufopfert. Schafft sich die in Schuldzusammenhänge verstrickte Otilie, in der Terminologie Girards, das Modell einer Heiligen als Mittler des Begehrens? Oder ist die „angemaßte Heiligkeit Otiliens“<sup>77</sup>, die Steiner unterstellt, tatsächlich bloß der Versuch, sich in der Dynamik des außer Kontrolle geratenen triangulären Begehrens zu behaupten, in der mimetischen Krise dem vollständigen Verlust der Handlungsautonomie mit dem Pathos der Selbstaufopferung zu begegnen?<sup>78</sup>

Zielführender, als der fiktionalen Figur den Prozess zu machen, scheint es an dieser Stelle, das Konstrukt des Opfers zu hinterfragen. In Otilies an Eduard gerichteten letzten Worten – „Versprich mir zu leben!“ (WV 523) – zeigt sich die Absurdität des Selbstopfers: Die Selbstmörderin stellt im Sterben an Eduard die Forderung weiterzuleben, zieht ihn jedoch gerade durch ihr Tun mit in den Tod. Unzweifelhaft weiß sie, dass ihr Tod das Leben Eduards gefährdet, andernfalls wäre die dezidierte Aufforderung weiterzuleben nicht verständlich. Assheuers formelhafte Paraphrase der mimetischen Theorie, die er in seinem Nachruf auf René Girard formuliert hat, „[d]er Mensch lernt durch Nachahmung, er liebt durch Nachahmung, [...] er tötet durch Nachahmung“<sup>79</sup>, gilt hier auch für die Selbstauslöschung im Opfertod. Für Eduard bedeutet der Tod Otilies, dass er das Objekt seines Begehrens nicht mehr erreichen kann, und damit auch sein Begehren, ein Anderer zu sein, begraben muss. Die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit ist so groß, dass sie nicht mehr in dieser Welt, in dieser Zeit überbrückt werden kann, sodass sich zum Schluss noch einmal Sakralisierung und bittere Ironie verdichten:

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen. (WV 529)

77) Steiner, Uwe C.: „Für sich und andre vielleicht“, S. 94.

78) Auch Wiethölter verweist auf das Verstummen und betont in diesem Zusammenhang das Ringen um Selbstbestimmung: „Worauf man allenfalls hinweisen kann, ist die Tatsache, daß sich in diesem Schweigen, an der Grenze, wo die absolute Defizienz der Sprache mit ihrer Praxis, der Dimension des Sprachgebrauchs zusammenfällt, das vorab enteignete Subjekt gewissermaßen exemplarisch als der wahre Herr der Sprache wieder zu Wort meldet und seine Freiheit im Akt der Verweigerung ihren paradoxen, aber zugleich entschiedensten Ausdruck sucht.“ Wiethölter, Waltraud: *Legenden*, S. 15.

79) Assheuer, Thomas: Wenn der Teufel vom Himmel fällt. Nachahmung, Rivalität, Gewalt: Zum Tod des großen Kulturanthropologen René Girard. In: *DIE ZEIT* Nr. 46/2015, online: <https://www.zeit.de/2015/46/nachruf-rene-girard>, abgerufen am 12. Oktober 2021.



## [4]

Im vorliegenden Aufsatz wurde versucht zu zeigen, dass sich das Begehren in Goethes Wahlverwandtschaften im Wesentlichen nach dem Muster der Nachahmung entfaltet, wie es in René Girards mimetischer Theorie beschrieben wird. Im Unterschied zum intrinsischen Begehren, das mit bloßen physiologischen Bedürfnissen hinreichend erklärbar ist, wird dieses solchermassen *mimetische* Begehren von internen und externen Vermittlungen bestimmt. Im Falle von Eduard handelt es sich dabei um ein internalisiertes Leitbild, das gleichzeitig ein trügerisches Selbstbild ist, und den „Baron im besten Mannesalter“ (WV 286) zum Helden in der Tragödie seiner eigenen Entwürdigung macht. Charlotte spiegelt Eduards Begehren nach Otilie und projiziert es auf Otto. Die vollständige mimetische Übereinstimmung erfolgt im „doppelten Ehebruch durch Phantasie“.<sup>80</sup> Die Frucht dieser Leidenschaft, der Knabe Otto, wird zum Begehrens-Hindernis für die beiden Beziehungen. Als das Kind für die Raserei seiner Bezugspersonen unglücklich mit dem Leben bezahlt, erscheint eine Lösung für die beiden einander überlagernden triangulären Verhältnisse möglich. Doch ausgerechnet als Charlotte und Otto über Otilies Kopf hinweg einig zu werden scheinen, wird erstmals ersichtlich, dass auch das begehrte Objekt eine Stimme hat, und diese erhebt das Mädchen Otilie vehement gegen das in seinem Begehren nun einigen Dreieck bestehend aus Eduard, Charlotte und Otto.<sup>81</sup> Auf diese Weise löst nun Otilie den in der Hauptsache durch ihr Verschulden ums Leben gekommenen kleinen Otto als das allseitige Begehrens-Hindernis ab. Am Höhepunkt der mimetischen Krise wäre sie als die gänzlich Unschuldige und doch allen Hinderliche die ideale Figuration des Sündenbocks. Aufgrund eines komplexen Systems aus Abhängigkeiten und Erpressungen kommt das Sühneopfer jedoch nicht direkt zustande, sondern muss von Otilie in Form einer Selbstaufopferung vollzogen werden. Da Eduard Otilies selbstgewählte Entfernung jedoch zu hintertreiben vermag, wählt sie als letzten Ausweg den eigenen Sühnetod.

Auf das Sühneopfer folgt in Girards mimetischer Theorie die Wiederherstellung der Ordnung in der Gesellschaft. Die Ruhe, die nach der Vertreibung des Sündenbocks eintritt, scheint das grausame Ritual *ex post* zu legitimieren. Das Opfer wird in einem Akt der „Sakralisierung“<sup>82</sup> von der Gemeinschaft fortan rituell verehrt. Auch in den Wahl-

80) Turk, Horst: Goethes Wahlverwandtschaften. Der doppelte Ehebruch durch Phantasie, S. 202.

81) Während die mimetische Theorie sehr ausführlich das Verhältnis zwischen dem Mittler und dem Subjekt des Begehrens beschreibt, bleibt die Rolle des begehrten Objekts mitunter etwas unscharf. Wie oben gezeigt wurde, ist es in Goethes Roman jedoch gerade das Objekt des Begehrens, insbesondere Otilie, dem eine zentrale Funktion zukommt. Eine künftige Beschäftigung mit der Thematik des mimetischen Begehrens in der Literatur und darüber hinaus sollte sich dieser Problematik noch eingehender widmen.

82) Ebd.

verwandtschaften folgt auf den Tod Otilies ihre Verehrung durch das abergläubische Volk. Der Friede in der Gesellschaft stellt sich jedoch nicht ein: Eduard folgt seiner Geliebten bald in den Tod nach. Die apokalyptische Hoffnung auf Wiederauferstehung der beiden am Ende der Tage kann nur als scharfer Sarkasmus aufgefasst werden. Die Hoffnung, die bleibt, ist eine bloße Schimäre, „der Sündenbock hat ausgedient“.<sup>83</sup>

---

83) „Der Sündenbock hat ausgedient“ ist auch der Titel eines Beitrages über René Girard im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*: Schmidt-Klingenberg, Michael; Koelbl, Susanne: Der Sündenbock hat ausgedient. Der Anthropologe und Religionswissenschaftler René Girard über archaische Rituale und Gewalt in der Gesellschaft. In: *Der Spiegel*, Nr. 35, 2007, S. 112-115, hier: S. 112, online: <https://www.spiegel.de/panorama/der-suendenbock-hat-ausgedient-a-10e4eab0-0002-0001-0000-000008762066>, abgerufen am 10. Oktober 2021.

## 「オティーリエを遠ざける他はないと」

ゲーテの『親和力』における模倣的な欲望と暴力

レオポルト・シュレンドルフ

ゲーテの『親和力』では重なりあった三角関係の交戦の内部で欲望のダイナミズムが動き始め、それは衝突と暴力と破滅に行き着く。本論文では、登場人物たちのあいだの欲望が内因性のものではなく、まず第一に模倣によって展開したものであり、この点においてルネ・ジラルルの「模倣理論」と関連していることを論証する。ジラルルによる欲望の分析の中心に存在するのは「仲介者」と呼ばれる他者である。エドゥアルトという登場人物の場合、それは貴族的で広い教養を身につけ、何よりもまず「愛するという才能において凌駕する」者が誰もいないという彼自身の理想像である。しかしながら現実においてエドゥアルトはその務め——特に愛人としての——に挫折し、唯一オティーリエを所有することにおいて「自分自身と、そして世界と調和のうちにある」ものと思い込んでいる。シャルロッテにはエドゥアルトのオティーリエに対する欲望が反映しており、彼女はそれをエドゥアルトの友人のオットーに投影する。この二つの婚外関係の交点は「想像による二重の姦通」(トゥルク)にあるが、その交点は同時に「模倣的な欲望」の頂点でもある。そしてその結果として生まれた子供が、今度はその二つの恋愛関係にとって「欲望の障害」となる。オティーリエによって引き起こされたその子供の事故死は、二つの三角関係の解消には至らずに、オティーリエがエドゥアルトの欲望から完全に身を引く契機となる。こうして今度はオティーリエが「欲望の障害」の立場を占めるが、そのことが遂にはジラルルも述べているような「模倣の危機」へと至り、その危機の頂点において社会の秩序は贖罪の生贄によって回復されることになる。すなわちオティーリエが贖罪の山羊の役割を引き受け、償いの死を選ぶ。

といってもジラルルが古代社会と近現代社会において指摘した、儀式的な犠牲によって成就される社会の秩序の回復はなされないままだ。この小説においてはたしかにジラルルの言うような犠牲の儀式的形式は認められるものの、それはアイロニカルな形で行われるに過ぎない。特に恋人に倣って死に赴くエドゥアルトがそうだ。「贖罪の山羊は退役した」(シュミット・クリンゲンベルク)。共同体の過ちに対する個人の代行的な自己犠牲は不条理であることが暴かれる。

(日本語訳：藤井明彦)